

Vidat und Kamil Biçer, ArbeitsmigrantInnen der ersten Stunde in Österreich, im Stimme-Gespräch „Das muss man feiern!“

Vidat Biçer (67) und **Kamil Biçer** (73) sind in Antakya, nahe der syrischen Grenze in der Südtürkei geboren. Sie sind arabischstämmige Aleviten. Das Ehepaar hat drei Söhne und sieben Enkelkinder: Herr Biçer kam 1967 als Arbeiter nach Österreich, seine Frau folgte ihm 1970 mit den zwei älteren Söhnen nach, die damals drei und eineinhalb Jahre waren. **Vida Bakondy** und **Gamze Ongan** sprachen mit dem Ehepaar über ihre Migrationsgeschichte, ihre österreichischen Kinder und Enkelkinder sowie die fehlende offizielle Würdigung des Beitrags der ArbeitsmigrantInnen beim Aufbau der österreichischen Wirtschaft.

Herr Biçer, Sie kamen 1967 mit 28 Jahren als Eisenbahnarbeiter nach Österreich. Wie kam es dazu?

Kamil Biçer: Ich hatte mich beim türkischen Arbeitsamt für eine Arbeit in Deutschland beworben. Damals kannte niemand Österreich. Dann hat es aber geheißt, die Österreicher hätten ein Kontingent für die Türkei. Ich fuhr für die gesundheitliche Untersuchung zur österreichischen Anwerbestelle nach Istanbul. Über 1.000 Kilometer. Mich haben sie genommen, andere Kollegen, die nicht gesund genug waren, nicht. Man sagte uns „Treffet eure Vorbereitungen, verabschiedet euch von euren Familien und kommt dann wieder.“ Dann ging es mit dem Zug nach Wien. Ich hatte meinen Holzkoffer mit, der wog ohne Inhalt zehn Kilo, aber ich war jung, ich habe das Gewicht nicht einmal gespürt.

Wer war Ihr erster Arbeitgeber?

Kamil Biçer: Die Baufirma Kallinger. Viele, die im selben Zug mit mir kamen, gingen in den Bau, ich ging zur Eisenbahn. Die Arbeit war schwerer, aber das machte mir damals nichts aus. Gleich von Anfang an musste ich Schienen herausreißen, die tief in die Erde eingegraben waren. Nach einem Monat waren meine Hände kaputt, die ganze Haut ging ab. Das war schlimm für mich, ich war ja eigentlich Friseur von Beruf.

1969 bekam ich schwere Kreuzschmerzen und konnte nicht mehr arbeiten. Damals wurde der Karlsplatz ausgehoben, wir rissen die Straßenbahnschienen heraus und verlegten sie. Dabei habe ich meine Lendenwirbelsäule verletzt und wurde in der Folge gekündigt. Ich war ja krank und nicht mehr leistungsfähig. Ich habe mir

gedacht, wenn ich jetzt in die Türkei fahre, kann ich nie mehr zurückkommen.

In dem Haus, in dem ich mit Arbeitskollegen lebte, wohnte eine alte Frau. Ich nannte sie Mutti. Sie bekam mit, dass ich meine Kollegen rasierte, ihnen die Haare schnitt. Jedenfalls sagte sie mir: „Schau, in der Kronen Zeitung gibt es eine Stellenanzeige, sie suchen einen Friseur.“ Sie hat für mich dort angerufen und es hat funktioniert. Gott habe sie selig. 16,5 Jahre habe ich als Friseur gearbeitet, zuerst im 19. Bezirk in der Krottenbachstraße, dann im 20. Bezirk. Ich habe gespart und im 16. Bezirk meinen eigenen Friseurladen eröffnet, bin dann aber pleite gegangen (lacht). Eine halbe Million Schilling habe ich verloren. Ich bin aber deswegen nicht traurig. Hauptsache wir sind am Leben.

Aber warum haben Sie sich überhaupt für eine Arbeit im Ausland beworben?

Kamil Biçer: Wegen der Armut. Wenn man arm ist macht man alles. Ich bin nicht in die Schule gegangen. Ich habe selber lesen und schreiben gelernt. Bis ich neun Jahre alt war sprach ich nur Arabisch, ich konnte kein Türkisch. Mit neun kam ich in einen Friseursalon, ich habe die Haare zusammengekehrt, das Mittagessen geholt. Mit zwölf Jahren war ich dann schon Gehilfe. Ich habe nicht viel verdient. Hier in Österreich hatte ich einen Stundenlohn von zwölf Schilling. Das war um einiges besser.

Frau Biçer, Sie blieben vorerst in der Türkei. Wie war es für Sie in dieser Zeit?

Vidat Biçer: Mein ältester Sohn war damals erst sechs Monate alt. Mein Mann arbeitete neun Monate in Österreich und kam im Winterurlaub, wenn die Bausaison zu Ende ging, für drei Monate zu uns. Dann habe ich meinen zweiten Sohn bekommen. 1970 hat uns mein Mann nachgeholt. Als wir kamen, hatte er schon eine Wohnung für uns gemietet. Ich war glücklich bei meinem Mann zu sein. Es war mir egal, wie es in Österreich war. Wichtig war für mich, mit ihm und den Kindern zusammen zu sein. Mein dritter Sohn kam in Wien zur Welt.

Was war der erste Eindruck von Wien?

Vidat Biçer: Es gab so viel Schnee. Mein Mann hat gesagt, gehen wir mit den Kindern zum Brunnenmarkt. Ich habe geweint, die Kinder haben geweint, so kalt war es. Wir haben gesagt, „Gemma nach Hause, setzen wir uns auf den Ofen.“ Bei uns in der Türkei schneit es alle vier Jahre einmal, dann kommt die Sonne und der Schnee ist weg.

Wann haben Sie angefangen zu arbeiten?

Vidat Biçer: Ich habe ab 1971 zehneinhalb Jahre lang in der Schokoladenfabrik Bendsdorf im 19. Bezirk gearbeitet. Bevor ich dort anfang, schickte ich meine beiden jüngeren Söhne für eine Zeit lang zu

meiner Familie in die Türkei. Der Älteste ging in Wien in den Kindergarten. Dann ist die Firma Bensdorp nach Tulln gezogen. Nachdem wir die neuen Arbeiterinnen eingeschult hatten, hat man uns gekündigt. Anschließend habe ich sieben Monate bei Phillips und 15 Jahre lang als Bedienerin in einer Kosmetikgroßhandelsfirma gearbeitet. Dann bin ich beim Postholen ausgerutscht und habe meine Hand verletzt, ich war drei Wochen lang im Krankenstand. Daraufhin hat man mich gekündigt, knapp bevor meine 15 Jahre vorüber waren. Ich habe dadurch weniger Abfertigung bekommen, als mir nach 15 Jahren zugestanden wäre. Ich war 53 Jahre alt. Ein Jahr war ich arbeitslos, danach bezog ich Notstandshilfe. Mit 55 ging ich in Pension. Es gab keine Arbeit, wer sollte mich noch anstellen?

Kamil Biçer: Ich bin mit 62 Jahren in Pension gegangen.

Wie war es in den 1970er Jahren als Türke in Österreich zu leben?

Kamil Biçer: Als die ersten türkischen Arbeiter Anfang der 1960er Jahre nach Österreich gekommen sind, wurden sie mit Musikkapellen im Südbahnhof empfangen. Das muss ein schönes Gefühl gewesen sein. Sie werden sich gedacht haben, „Da schau her, wir sind wer, dass man uns so empfängt“ (lacht).

Als ich in Semmering am Oberbau gearbeitet habe, sind Österreicher gekommen, um zu sehen, wie die Türken

ausschauen, was das für Menschen sind. Sie wussten von den Türken, die vor den Toren Wiens gestanden sind und so mächtig waren. Also kamen sie, haben sich hingestellt und uns beobachtet. Sie müssen enttäuscht gewesen sein, wir waren ja kleine Männer, insbesondere ich, ich bin ja so klein. Sie nannten uns Kara Mustafa! (lacht)

Vidat Biçer: Als ich noch gearbeitet habe, organisierte der Betriebsrat Ausflüge. Sie führten uns zu Ausstellungen über Türkenbelagerungen.

Nach Ungarn, in die Tschechoslowakei, nach Niederösterreich...

Wie ging es Ihnen mit der deutschen Sprache? Gab es damals schon Sprachkurse?

Kamil Biçer: Es gibt die Sprachkurse erst seit 20 Jahren. Früher waren sie nicht populär. Ich habe keinen Kurs besucht, ich habe selber Deutsch gelernt. Gekümmert hat sich nur mein Meister um mich, sonst niemand. Und um die Steuern, die ich bezahlt habe, hat man sich auch gekümmert (lacht). Wir hatten nichts mit dem Staat zu tun.

Ich habe alle meine Söhne in den Kindergarten geschickt. Nachdem wir den Kindergarten und den Hort gezahlt hatten, blieben vom Gehalt meiner Frau nur noch 75 Schilling übrig. Freunde fragten, warum meine Frau überhaupt arbeiten geht, wenn wir das ganze Geld für den Kindergarten ausgeben? Sie könnte gleich

zu Hause bleiben und auf die Kinder aufpassen. ich sagte, „Wenn meine Frau und meine Kinder zu Hause bleiben, was sollen die Kinder von mir oder von ihr lernen? Im Hort lernen sie wie die Österreicher und sie reden dann wie die Österreicher. Von mir lernen sie nichts!“

Dieser Ausschnitt stammt aus der Zeitschrift *Stimme* der Initiative Minderheiten:

Bakondy, Vida / Ongan, Gamze: „Das muss man feiern.“ *Stimme* Sommer 2012/83, 23-25 (vollständig online unter: http://minderheiten.at/images/stories/stimme83_s23_interview.pdf).